

(Nachdruck verboten.)

18]

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

„Wie idyllisch, Mutter, wie idyllisch! Eine Hütte und ein Herz! Aber das ist nun gerade das Altmodische, was sich nicht verkohnt . . . Da unten im Sägewerk in dem alten Hause wohnen, wo man das Getöse der Sägen immerwährend hört, mit einer Frau, die Verlangen nach alledem hat, was man heutzutage beansprucht. Und dann in geschäftlicher Beziehung nicht anständig repräsentieren zu können, wie ich als verheirateter Mann in meiner geschäftlichen Stellung thun muß, wenn ich nur einen einigermaßen solventen Eindruck auf meine Mitmenschen machen und nicht in eine ganz andre Sphäre hinabsinken will, wo man mir, weiß Gott, den Kredit sofort kündigen würde. Ich habe das alles gründlich überlegt. Und das, was mir bei Deinem Hüttenystem blühen würde, liebe Mutter, wäre sicherer Konkurs.“

„Es giebt trotzdem etwas, was Genügsamkeit heißt, Kjøl.“ entgegnete die Mutter scharf, „und zwei so junge Leute wie —“

„Und dann auf der andern Seite, Vater,“ unterbrach Kjøl sie eifrig, „auf der Kreditseite . . . Man muß sich die Sache nur ganz klar machen: die Frau zufrieden, das ist eine Zeiterparnis, ein Haus, in dem man seine guten Verbindungen anknüpft, sich zum Verkehr alles das aussucht, was in geschäftlicher Beziehung an der Spitze steht . . . Man braucht nicht im Lande umher zu reisen, um sich eine Namensunterschrift für ein Papier zu erbetteln, hat Aufsicht, Direktor der Sparbank zu werden, und Garantie, daß das Geld, was man gebraucht, einem nicht zu unrechter Zeit gekündigt wird. Und so weiter, und so weiter. Die Folgen von dem, was man Einfluß haben nennt, sind gar nicht aufzuzählen.“

„Papiere, Papiere,“ wiederholte der Doktor heftig, „weshalb mußt Du absolut Papiere haben? Erweitere Dein Geschäft allmählich, je nachdem Du Geld verdienst.“

„Ja, das ist der wunde Punkt; nun sind wir wieder glücklich so weit!“ sagte Kjøl, stehen bleibend, als ob er im Grunde daran verzweifelte, so total unbegreiflicher Köpfe seine Pläne auseinander zu setzen. „Ich will versuchen, es Dir zu erklären, Vater, will Dir sagen, daß ein Geschäftsmann, der wirklich betriebam ist, stets Geld nötig hat. Das Geld ist gleichsam das Wasser, das die Räder treibt. Je tüchtiger er arbeitet, um so mehr ist er in Geldverlegenheit. Und dann handelt es sich natürlich darum, sich einen Weg zu Einfluß und Kredit und besonders zur Macht in den Geldinstituten zu bahnen. Wäre ich nur Sparbankdirektor, so daß sich jeder Geschäftsmann im Distrikt an mich wenden müßte, wenn er Geld haben wollte, ja dann —“

Ein lautes Stöhnen ward hörbar. Frau Vente seufzte. „Gott mag wissen, weshalb Du Dich hier hinein mischst, Mutter, Du hast nur Angst und Unruhe davon. Ich sollte meinen, es ist meine Angelegenheit, und ich muß dafür einstehen. Oder will Vater vielleicht das Haus für mich bezahlen, ja, dann danke ich verbindlichst,“ scherzte er.

„Der Junge muß thun, was er will, Mutter, es hilft doch alles nichts,“ meinte der Doktor.

„Ich finde nur, Du hättest wenigstens daran denken können, Deinem Vater etwas von dem zurückzuzahlen, was Du ihm schuldest, Kjøl. Das macht einen sehr unzuverlässigen Eindruck.“

„Das ist wirklich nobel gedacht, gerade jetzt, wirklich sehr wenig zartfühlend,“ brauste Kjøl auf. „Ja, und dann war da noch etwas, was ich mit Thekla verabredet hatte, Euch heute nachmittag zu sagen, daß wir beschlossen haben, uns noch vor Weihnacht zu verheiraten und dann den Bau so weit fertig zu schaffen, daß wir zum Sommer das neue Haus beziehen können.“

Die Adern an des Doktors Stirn schwellen auf, er sah Vente an und sie sah ihn an.

„Deine Mutter ist der Ansicht, Kjøl, daß Du mit dem Heiraten wie auch mit dem Bauen warten sollst, bis Du etwas Reelles hast, worauf Du Deinen Hausstand begründen kannst.“

„Mit andren Worten, bis ich reich werde, bis ich mein

Sägewerk verkaufen und mich als Rentier zurückziehen kann — so in circa dreißig Jahren, ja, ja. Nein, Thekla und ich wollen alle Chancen miteinander teilen und in Zukunft Seite an Seite den Stürmen des Lebens trotzen. Und ich dulde es auch nicht, daß Thekla noch länger dies mühselige Skavenleben bei dem Voigt fortsetzt. — So, nun kennt Ihr unsere Pläne,“ rief er, das Zimmer verlassend. „So ganz wie ein unmündiges Kind lasse ich mich wirklich nicht mehr behandeln.“

Vente sah bleich, empört, zornig aus.

„Ja, Vaardig, ich finde, diesem Vorhaben müssen wir uns mit Händen und Füßen widersetzen, so weit unser Einfluß nur irgend reicht. Dann haben wir jedenfalls gethan, was in unrer Macht stand. Denn die Sache kann nun und nimmer gut gehen, wenn sie in diesem Stil begonnen wird.“

„Da hör' einer diese Frau! Stets ohne das geringste Verständnis, wo es sich um diesen Jungen handelt!“ brauste der Doktor auf. „Kjøl gehört nun einmal zu den Menschen, die ihr Interesse nicht teilen können. Er ist mit Leib und Seele da, wo er ist. Früher war sein ganzes Denken und Trachten auf das Sägewerk konzentriert, jetzt ist es bei der Braut. Gerade seine Stärke kannst Du niemals begreifen, Vente. Das Wichtigste wird doch sein, daß er sie ganz hinbekommt, dann kommt alles wieder in Ordnung. Was hat er nun seit Anfang des Winters wohl weiter gethan, als zu Voigt Preuß zu fahren? So daß es, wie ich höre, auf dem Sägewerk beinahe stehender Bescheid geworden ist, der Herr sei nicht zu sprechen. Das wird nicht anders, so lange sie verlobt sind — das sehe ich ein. Laß sie sich nur je eher je lieber verheiraten.“

Es entstand ein Schweigen, nur unterbrochen durch das Knistern der Zeitung, in der der Doktor las. Oben wurden Schritte hörbar und hin und wieder drang durch die regengraue, dachstropfende Nachmittagsstille das Klappern der Küchenhür und ein Geräusch, als krähe sich jemand die Zähne ab.

Minka glitt lautlos herein. Sie suchte nach etwas in dem Notenbrett oder auf dem Klavier, konnte es aber scheinbar nicht finden. Dann setzte sie ihr Suchen im Nähtisch und auf der Konsole zwischen den Nippfassen und den Photographien fort.

„Es ist nur mein Fingerhut, den ich —“ erklärte sie, während ihre Hände mit fagenartiger Gewandtheit vorsichtig herumtasteten, um nichts herunter zu stoßen. „Nein, da ist er auch nicht.“ Sie sah sich nach andren möglichen Stellen um.

„Am Donnerstag will also Thekla zur Stadt und Aussteuer einkaufen,“ warf sie dann gleichgültig hin.

„So? Davon haben Vater und ich ja noch nichts gehört.“ Die Stimme der Mutter zitterte vor Erregung.

„Benigstens sprachen sie davon, sie und Kjøl, und da dachte ich —“

„Ach, Mutter,“ beruhigte der Doktor, als er sah, daß sie da saß und wie vernichtet die Hände um Hilfe anzuflehen schien. „Sie haben ganz vorzügliche Bremsen. Können sich unmöglich weiter versteigen, als wie das Geld reicht!“

„Hoch, hoch über unsren Köpfen!“ murmelte Vente.

„Du hast ein Talent, alles schwarz, kohlschwarz zu sehen,“ brauste der Doktor auf. Er wußte ja, daß es nicht zu ertragen war, wenn Vente anfing zu verzweifeln. „Weshalb siehst Du da und windest Dich so, Minka?“ rief er plötzlich aus. „Ist es mit Dir auch nicht in Ordnung? — Weiß Gott, Mutter, ich glaube, Du übst einen solchen Druck auf das ganze Haus aus, daß wir schließlich noch alle miteinander verrückt werden.“

„Und ich — ich — wollte mir sagen,“ stammelte Minka, „ich habe mir die Sache nun wirklich so lange überlegt — schon seit dem Sommer — daß — daß ich gern einmal mit Euch darüber sprechen möchte — Euch fragen, ob es sich nicht machen ließe, daß ich den Winter in der Hauptstadt zubringe. Ich möchte so gern einmal ein wenig auf eigne Hand leben. Ich fühle, daß ich alle meine Selbständigkeit einbüße, wenn ich immer nur Kind und Tochter des Hauses bin. Und deswegen dachte ich, daß Kjøl und Thekla sich jetzt so gut nach einer Familie umsehen könnten, bei der ich wohnen kann.“

„Sehr nett, das ist ja höchst pfiifig ausgedacht, ganz merkwürdig gut arrangiert; das geht ja wie geschmiert; Du,

wenn Du nur das nötige Geld hättest, um Deinen Aufenthalt zu bezahlen. Ja, ja, das war ja auch ein Einfall."

"Minka denkt wohl an ihre weitere Ausbildung," kam ihr die Mutter zu Hilfe.

"Ich sehne mich so entseztlich, in die Welt hinaus zu kommen aus diesem ewigen Einerlei!" platzte Minka heraus, ohne sich weiter Zwang anzulegen.

"Ja, Mutter und ich sehnen uns, weiß Gott, auch! Ich möchte so unendlich gern in der Stadt von einer Pension leben, statt hier draußen tagaus, tagein herumzufahren und zu praktizieren. Ich finde, offen gestanden, Du solltest Dich schämen, Minka. Gerade jetzt, wo wir, wie Du weißt, an allen Ecken und Kanten Geld brauchen, mit einem solchen Verlangen zu kommen!"

"Ja, wenn ich nicht fortkomme, wenn ich auch den ganzen Winter hier zubringen soll — nein, dann mache ich mir nichts mehr aus dem Leben, nein, nein," schrie sie verzweifelt, während die Augen in ihrem bleichen Gesicht funkelten.

"Es ist Gleichsucht, nichts als Gleichsucht, Vente. Stahlpfeifen soll sie haben, tüchtig körperliche Arbeit im Hause, statt all dieses verschrobene, überspannten geistigen Kramps. Du siehst ja, wozu das führt, Vente. — Gott bewahr' mich, wie sie alles übertreibt!"

Er hemmte plötzlich seine Schritte: "Weshalb kann Dir nun Minka zum Beispiel nicht in der Wirtschaft helfen? Weshalb mußt Du absolut den ganzen Tag vom frühen Morgen an herumtraben, während Dein Fräulein Tochter schläft und ruht und Ruhe haben muß, um interessante Werke zu lesen und auf ihre Seele und ihre Gefühle und ihre Stimmungen acht zu geben? Weshalb, frage ich," donnerte er. "Wach liegen in Erregung über die Zukunft der Frau und allerlei Grübeleien! Natürlich kein Gedanke an Schlaf, weil man den Körper den ganzen Tag hindurch nicht bewegt hat, bleich und krank. Weshalb, im Namen des gesunden Menschenverstandes, können wir nicht eins unserer Mädchen kündigen und Minka im Hause helfen lassen?"

"Minka ist nicht für das Praktische angelegt, Baarvig; es liegt nicht für sie; sonst, weißt Du ja, hätte ich ebenfalls daran gedacht."

"Weshalb nicht dafür angelegt?" fuhr der Doktor fort. "Ja, weil sie ganz davon entwöhnt ist, Hände und Körper und Kräfte zu praktischer Arbeit zu gebrauchen. Alle diese verdamnten unpraktischen Interessen waren ja viel höher!"

(Fortsetzung folgt.)

Budgetvollzug und Rechnungslegung.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Mann, der hatte als Beamter eine staatliche Kasse zu führen. Treu und gewissenhaft waltete er seines Amtes und sah mit ruhigem Gewissen den angemeldeten und nicht angemeldeten Kontrollen entgegen. Eines Tages kam denn auch wieder einmal der hürbeißige Skalkulator der Oberbehörde und befahl ihm, die Rechnungsbücher vorzulegen und die Kasse umzustürzen; er that, wie ihm geheißen und wartete in guter Ruhe das Ergebnis ab. Plötzlich erhob sich der Revisor und sprach mit hochrottem Kopfe und strengem Blicke: "Es fehlt ein Groschen, wo ist er?" Das wußte natürlich unser Kassierer nicht, denn sonst hätte er es ja in den Rechnungsbüchern angeschrieben gehabt; aber mit großer Geistesgegenwart praktizierte er heimlich einen Groschen aus seiner Tasche unter das Geld der Kasse und bat dann mit harmloser Miene den Revisor, ihm das Geld nochmals vorzählen zu dürfen. Brummend stimmte dieser zu und der Kassierer zählte und zählte; plötzlich aber schrie der Revisor auf: "Es ist ein Groschen zu viel da, woher kommt er?" Der Kassierer, der den Groschen nicht wieder fornehmen konnte, wußte wohl, woher er kam, aber er hütete sich etwas zu sagen. Darauf wurde ein Protokoll aufgenommen und eine Untersuchung nach dem geheimnisvollen Ursprung des Groschens begann. Sie war sehr gründlich und dauerte sehr lange. Hin und her wanderten die Aktenstöße zwischen den einzelnen Beamten, immer höher und höher schwall die Papierflut. Und als der Kassierer nach vielen, vielen Jahren starb, nachdem er noch auf dem Totenbette seinem Enkelkinde das fürchterliche Geheimnis jenes Groschens verraten hatte, mußte man einen Anbau an das Amtsgebäude machen, um die Akten über den Groschen unterbringen zu können.

Mit solchen und ähnlichen Anekdoten pflegt man sich in den Kreisen der Bureaucratie über die genaue Kontrolle im Staatswesen lustig zu machen. Zu der That mag diese wohl hie und da einmal in einem Einzelfall den Spott herausfordern; im allgemeinen aber muß der Grundsatz gelten, daß die Kontrolle über die Verwendung der Steuergroschen des Volkes nicht genau und

streng genug, geschweige denn allzu streng sein kann. Beispiele lehren uns das. Wir erinnern nur daran, daß die Prozentpatrioten Strupp und Stumm bei den Panzerplatten-Vieferungen für die Kriegsmarine lange Jahre hindurch das deutsche Volk in der unwürdigsten Weise überteuert haben. Aber auch andre Unzulänglichkeiten kommen immer wieder vor und werden oft nur durch einen Zufall entdeckt.

In einer der ersten Sitzungen der neuen Budgetkommission des Reichstags, über deren Aufgaben und Thätigkeit wir in unserm letzten staatsrechtlichen Artikel gehandelt haben, wurden, wie unsern Lesern aus dem politischen Teile dieses Blattes bekannt ist (vergl. die Notiz: "koloniale Tanghusaren" in Nr. 12 des "Vorwärts" vom 15. Januar), nahezu ungläubliche Zustände in der kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes aufgedeckt: der Direktor jener Abteilung hat ohne Rücksicht auf das Staatsrecht des Reichstages Gelder, die zu andern Zwecken bewilligt worden waren, seit zwei Jahren zur Bezahlung von zwei sogenannten kolonial-Attaches in Paris und in London ausgegeben und außerdem noch eine Etatüberschreitung im Betrage von 8000 M. dadurch veranlaßt. Aus welchen Gründen er das gethan hat, braucht uns hier nicht zu beschäftigen; uns interessiert an dieser Stelle nur die Frage, wie sich das Schicksal dieser Eigenmächtigkeiten gestaltet hätte, wenn sie nicht durch die zufällige Frage eines Abgeordneten schon während der diesjährigen Budgetberatungen aufgedeckt worden wären, oder allgemeiner gesprochen: wie sich der Vollzug des Budgets darstellt und in welcher Weise von den Beamten Rechenschaft über diesen Vollzug abzulegen ist.

Wenn der Etat des Reiches vom Reichstage in drei Lesungen durchberaten und bewilligt worden ist, dann kann und muß er von den Reichsämtern vollzogen werden, d. h. den einzelnen Behörden und Stellen zeigt die Centralleitung (das Reichs-Schatzamt) an, über welche Summen sie im kommenden Etatsjahre (1. April bis 31. März) verfügen können, und zugleich werden den Behörden die entsprechenden Kredite eröffnet. Ueber alles Geld, welches die Behörden auf diese Kredite erheben und auch über alle ihre andern Einnahmen sowie über die Ausgaben müssen sie auf Grund einer genau vorgeschriebenen Buchführung schriftliche und fortlaufende, jederzeit "evident" zu haltende, d. h. auf den Tag stimmende Aufzeichnungen machen. Außerdem haben sie noch einen Ausweis über den ihnen anvertrauten Bestand von Geräthen, Vorräten usw. am Schluß jeden Rechnungsjahres anzufertigen und weiterzuführen, sie müssen eine Inventarisierung machen. Ein Beispiel solcher Inventarisierung kleinsten Maßstabes kann man in jedem Eisenbahnwagen finden, der in einem Fernzuge läuft; da ist genau angegeben, wie viele Heizschläuche oder Fußteppiche, Wasserflaschen, Trinkgläser usw. in dem Wagen vorhanden sein sollen; man kann sich vorstellen, welchen Umfang die Inventar-Nachweise einer einzigen Eisenbahndirektion oder etwa einer der kaiserlichen Werkstätten erreichen! Die ideale Forderung ist natürlich, daß die Verwaltung jederzeit über jeden Drahtstift, jeden Federhalter ebenso genau Rechenschaft ablegen kann wie über 10 000 Tonnen Eisenbahnschienen oder einen Dampfhammer; aber es heißt der Gewissenhaftigkeit der Beamenschaft nicht zu nahe treten, wenn man sagt, daß auch bei den Behörden — mit Wasser gelocht wird, wie Graf Bülow so schön zu sagen pflegt.

Die Aufstellung der Abrechnungen erfolgt bei den Beamten und Stellen nach einem Schema, das dem Schema des Budgets entspricht; denn da eine Entlastung (Dechargierung) nur möglich ist, wenn der Nachweis geliefert wird, daß die einem Amte zur Verfügung gestellten Mittel dem Budget entsprechend verwendet worden sind oder daß das Budget verwirrtlicht worden ist, so müssen Rechnung und Budget vergleichbar sein. Freilich, genau übereinstimmend werden Abrechnung und Budget niemals sein, weil sich oftmals Ausgaben, die in einem Etat bewilligt worden sind, über mehrere Jahre erstrecken, oder weil die Verwaltung zu unvorhergesehenen Ausgaben irgendwelcher Art genötigt gewesen ist. Die Prüfung der Rechnung der einzelnen Beamten oder gar die des Central-Rechnungsschlusses, der General-Staatsrechnung, ist deshalb eine sehr komplizierte und zu mannigfachen Streitfragen Anlaß gebende Arbeit. Nur bei einer weitgehenden Arbeitsteilung ist sie durchführbar. Jede Behörde hat ihre wirtschaftlichen Handlungen für ihren speziellen Wirkungskreis in rechnungsmäßiger Darstellung vorzulegen und jede übergeordnete Dienststelle die Rechnungsergebnisse der ihr unterstellten Beamten und Kassen auf ihre Richtigkeit und Gesetzmäßigkeit nachzuprüfen. So schreitet die Kontrolle von Stelle zu Stelle fort und wird immer centralisierter und allgemeiner, um schließlich in der Generalstaatsrechnung zusammenzufließen. In ihr muß die gesamte Finanzgebarung des Staates für die jeweilig abgelaufene Etatsperiode in einer, wie wir schon sagten, dem Budget angeleglichen Form nachweisbar und erkennbar sein. Die obersten Kontrollorgane im Reiche sind der Bundesrat und der Reichstag.

Nach dem Artikel 72 der Verfassung des Deutschen Reiches ist es der Reichskanzler, der zur Vorlegung des Centralrechnungsschlusses des Reiches verpflichtet ist: "Ueber die Verwendung aller Einnahmen des Reiches ist durch den Reichskanzler dem Bundesrate und dem Reichstage zur Entlastung jährlich Rechnung zu legen." Die vom Reichskanzler vorgelegte Rechnung wird aber zunächst einer Vorprüfung durch den Rechnungshof des Deutschen Reiches unterzogen. Das ist eine mit der preussischen Ober-Rechnungskammer zu Potsdam ver-

Lundene Behörde, bei der vor allem das eine verwunderlich erscheint, daß sie noch nicht unter der Last der ihr zugeschickten Altenberge ersinkt ist. Dieser Rechnungshof prüft die vorgelegten Rechnungen außer auf ihre formale und rechnerische Richtigkeit besonders auch daraufhin, ob bei der Erwerbung, Benutzung und Veräußerung von Staats- oder Reichseigentum und bei der Verwendung der Staats- und Reichseinkünfte, Abgaben und Steuern nach den bestehenden Gesetzen und Vorschriften unter genauer Beobachtung der maßgebenden Verwaltungsgrundsätze verfahren worden ist. Der Rechnungshof ist, wie es in der Natur der Sache liegt, eine sehr neugierige Behörde, da wandern oft die mühsam aufgestellten Rechnungen der Beamten, mit allerhand geheimnisvollen Strichen und Zeichen und sehr großen „Rasen“ versehen, zwei- oder dreimal zurück, weil über diese oder jene Zahl eine genauere Nachweisung erforderlich ist, oder weil gar irgend eine Addition nicht stimmt. Alle Behörden des Reiches sind verpflichtet, dem Rechnungshofe auf Verlangen ihre Akten vorzulegen; und wenn daraus der Sachverhalt nicht mit genügender Deutlichkeit hervorgeht, dann kann er sogar Kommissare zur Unternehmung an Ort und Stelle senden. Den Unterbehörden erteilt der Rechnungshof selbständig Decharge. Die Prüfungsarbeiten des Rechnungshofes werden, wenn sie abgeschlossen sind, dem Reichstage in der Weise nutzbar gemacht, daß ihm ein Bericht über etwa wahrgenommene Verstöße gegen etatsrechtliche oder gesetzliche Bestimmungen erstattet wird, der der Beratung und Beschlußfassung über die Entlastung des Reichskanzlers wegen der geführten Verwaltung zur Grundlage dient.

Aber, so höre ich meine Leser fragen, wie ist es dann nur möglich, daß trotz dieser sorgfältigen Kontrolle so arge Verstöße gegen das Etatsrecht, wie der vom Kolonialdirektor Dr. Stübel begangene, vorkommen können? Aus dem einfachen Grunde, weil die Rechnungsprüfung naturgemäß sehr langwierig ist und immer erst das zweite oder gar dritte zurückliegende Jahr behandelt. Im Laufe des Jahres 1904 hätte müssen der Rechnungshof die Sünde des Kolonialdirektors aus dem Jahre 1902 entdecken und bei der nächsten Etatberatung wäre die Sache dann, wie man sagt, „zum Klappen gekommen“. Die Rechnungscommission des Reichstages hätte sich mit der Sache beschäftigt und auf Grund des Berichtes des Rechnungshofes von dem Reichskanzler oder seinem Untergebenen Aufklärung fordern müssen. Der Kolonialdirektor behauptet nun, er habe sich im guten Glauben befunden und gemeint, er hätte dürfen die Gelder, die er ausgegeben hat, für Kolonialattachés verwenden; in der Rechnungscommission des Reichstages wäre es schwer gewesen, diesen Einwand sofort auf seine Stichhaltigkeit und seine angebliche Begründung zu prüfen, denn die Mitglieder der Rechnungscommission sind nicht immer genau darüber unterrichtet, von welchen Gesichtspunkten aus seiner Zeit die Budgetcommission dem Reichstage die Bewilligung irgend einer der zahllosen Etatspositionen vorgeschlagen hatte, welche Erwägungen sich daran geknüpft hatten usw. Man hat deshalb neuerdings vorgeschlagen, die Arbeiten der Etatsaufstellung und der Rechnungsprüfung miteinander zu vereinigen. Dadurch würde die genaueste Kontinuität in den Geschäften zu erreichen sein und die Nachprüfung des Geschäftsbereiches der Reichsregierung viel sorgsamer vorgenommen werden können; nur würde die Arbeitslast der in eine solche Kommission mit doppelter Aufgabe entsendeten Parlamentarier außerordentlich groß sein und ihre Kräfte bis auf den letzten Rest in Anspruch nehmen. Wer kann das aber den Abgeordneten zumuten, die wegen der Vorenthaltung von Diäten doch noch der Erwerbung ihres Lebensunterhalts nachgehen müssen? Hier wird die Diätenverweigerung geradezu zu einer Verhinderung der besten Methode der Rechnungsprüfung. Wie notwendig aber eine scharfe Beaufsichtigung ist, lehrt doch gerade der Fall Stübel. Wer gibt uns die Gewißheit, daß es nur einen Stübel gibt? Und läßt sich nicht auch denken, daß irgend jemand anders einmal mit weniger Anspruch auf guten Glauben solche oder ähnliche Verfehlungen begeht wie dieser Herr? Die Zahlenreihen des Budgets, so sagten wir schon einmal an dieser Stelle, sind das Sündenregister der Massenpolitik; wir müssen sie lesen lernen — wir müssen sie aber überdies auch noch im einzelnen prüfen lernen. Mißtrauen ist die Tugend und die Stärke der Demokratie. —

S.

Kleines feuilleton.

— Weiteres aus der Schule. In einer schwäbischen Volksschule war beim Unterricht in der biblischen Geschichte gerade das Thema „Die Auffindung von Moses von der Tochter Pharaos“ an der Reihe. Bei dieser Gelegenheit fragte der Lehrer ein kleines Mädchen:

„Weißt Du auch, mein Kind, warum Moses im Wägenkörbchen so gewieint hat?“

„Worauf die kleine Schwäbin prompt zur Antwort gab:

„Er wird's Schlozerle (Lutscher für Säuglinge) verlore gehabt habe.“

In einem rheinischen Weinorte amtierte ein junger Lehrer, der mit einem „Ortsmädchen“ verlobt war. Zu Ostern kam des Lehrers zukünftige kleine Schwägerin zur Schule, und als er die Kleine, wie alle anderen neuen Schülerinnen, nach ihrem und der Eltern Namen fragte, machte Mariachen ein gar erstauntes Gesicht und dann sagte sie:

„Ach Du brauchst nich zu frage — Du kimmst doch alle Dag zu unsrer Anna!“

Ein pfälzischer Schulinспекtor fragte bei der Prüfung:
„Kannst Du mir sagen, warum der Krebs immer rückwärts in seinen Schlupfwinkel geht?“

Karlchen antwortet:

„Damit er sich net erum ze drehe braucht, wann er wieder erausgeht.“

Ein Gegenstück zu diesem kleinen Phlegmatikus wohnt in einem Taunusörtchen. Dort fragte der Lehrer in der Schule:

„Warum schläft der Hase mit offenen Augen?“

Und der kleine Weise antwortete:

„Damit hä, wenn der Jäger kommt, hä ihm sehen kann!“

Ein Schuldirektor inspizierte eine Klasse, in der auch sein Neffe unterrichtet wurde. Er stellte folgende Fragen:

„Müller, wie heißt die „Die Frau“ auf französisch?“

„La femme!“

„Schulze, wie heißt „Deine Frau“?“

„Ta femme!“

„Lehmann, „Seine Frau“?“

„Sa femme!“

„Run, Julius, und „Meine Frau“?“

„Tante Theresel!“

(„Frankfurter Zeitung“.)

Theater.

Deutsches Theater. „Novella d'Andrea.“ Schauspiel in vier Akten von Ludwig Fulda. — Fuldas neues Schauspiel hatte, wenn man die Energie des Matschens und die Zahl der Hervorrufe als Maßstab anlegt, einen starrten, nur nach dem letzten Akte etwas abgeschwächten Erfolg, ähnlich wie vor einigen Wochen im Wiener Burg-Theater. Man fand es offenbar unterhaltig, daß der Verfasser die moderne Frage des Frauenstudiums in dem Kostüm der Renaissancezeit behandelte. Der Einfall war so übel nicht. Fulda versteht sich — seine klassischen Moliereüberseetzungen und seine in der Erfindung freilich magere „Zwillingschwester“ beweisen es — wie heut nur wenige auf die Kunst des scherzhaften, anmutig pointierenden Vers- und Reimgeplänkels. Hier hätte bei einer lustspielmäßigen Ausspinnung des Einfalls jene Kunst Gelegenheit gehabt, sich frei nach allen Seiten in einem munteren Wortgefecht zu entfalten. Aber der Dichter hat höher ins Tragische, das ihm so gar nicht liegt, hinauf gewollt und damit seiner Sprache, wie dem Werk, fast jeden Reiz der Eigenart genommen. Herausgelöst aus dem wohlthätigen Zwang des Reimes, verlieren seine Verse allen Halt. Die Eleganz schlägt um in eine glatte, platte, bequeme Redseligkeit. Einschläfernd, monoton ziehen die fünfzügigen Jamben dieses Stückes, unendlich selten zu einem halbwegs eindrucksvollen Bilde sich erhebend, an dem Ohr vorüber. Und auch die tragische Idee ist nicht gerade neu. Demselben seelischen Konflikt, den Fulda zum Angelpunkte seines Dramas macht, hat früher Fitger in seiner „Hexe“ auf dem bewegter Hintergrund einer andren Zeit uns vorgeführt. Wie hier die gelehrte Novella den Mann, den sie mehr liebt, als alle toten Wissenschaften, an die junge, unbedeutende Schwester verliert, so wendet sich in Fitgers Schauspiel die Liebe Edgars von der stolzen, rafflos im Erkenntnisdrange vorwärts strebenden Thalea, der frisch erblühten schwersterlichen Almut zu. Fulda hat das Thema, die Gegenüberstellung und Gruppierung der Kontraste aufgenommen, aber ohne das Problem durch irgend eine neue, wirklich interessante Wendung, durch eine seiner nuancierte intimere Seelenmalerei zu vertiefen. Farblos wie die Sprache, ist die Psychologie, weit hinter dem, was Fitger in der kernigen Prosa seines Schauspiels bot, zurückbleibend. Nur da und dort, zumal im zweiten Akte, der in das Komödiengenre, freilich in ein stark burleskes, fällt und mit der eigentümlichen Handlung nur in lockerem Zusammenhang steht, erklingt ein frischerer Ton.

Novella ist die Tochter des berühmten Vologneser Rechtsgelehrten d'Andrea. Unter seiner Leitung hat sie eine Wissensstaffel nach der andren erklommen. Sie will klug sein, wie die Herren an der Universität, klug wie die junge San Giorgio, der Staatsmann und Doktor der Rechte, dessen Anerkennung ihr der höchste Ruhm dünkt. Unbewußt war es die Hoffnung, seiner Liebe immer würdiger zu werden, die ihren Fleiß geportet. Glückstrahlend empfängt sie den von einer langen Auslandsreise Heimgekehrten. Er kommt zur rechten Zeit, um Zeuge ihres Triumphes zu sein. Der Rektor der Scholaren, ein halsstarrer Pedant, dem nach berühmten Mustern der Gedanke, daß ein Frauenzimmer nun die Doktorenpürde sich bemerken dürfe, ungeheuerlich erscheint, muß nach vielem Sträuben endlich nachgeben. Novella wird zur Prüfung zugelassen, die sie natürlich glanzvoll besteht.

Der zweite Akt spielt in einem Hörsaal der Universität. Das gelehrte Fräulein soll vor dem Examen den Scholaren ihre erste Vorlesung halten. Es ist ein wildes, übermütiges Volk. Als Novella im roten Talar hereintritt, verstummt der Lärm, um dann sogleich von neuem lauter auszubrechen. Man lacht, man höhnt, man macht ihr Liebeserklärungen, und schließlich tanzt die Bande singend um sie herum. Der Prinz von Cypern, ein glühender Verehrer Novellas, dem sie ihre Hand versagt, streckt im Zweikampf einen der Beleidiger zu Boden. Der Rektor läßt den Hörsaal räumen; und schließlich

bleibt Novella Siegerin. Als die Schüler zur zweiten Stunde herbeiströmen, hat sie ihr Kuttich mit dichtem Schlier verhüllt, und nun auf einmal, weiß Gott durch welchen Zauber umgewandelt, kriecht alles mit emfiger Feder ihre Worte nach.

Nach diesem Intermezzo wird die Sache tragisch. Der arglose San Giorgio, dem Novella als ein über ihre Gefährlichkeit erhobenes Wesen reiner Geistigkeit erscheint, sucht an ihrem Ehrentage um eine Unterredung nach. Sie denkt nicht anders, als daß er um sie freien werde; er aber bittet sie, bei ihrer kleinen Schwester, die er liebe, Fürsprache für ihn einzulegen. Haß, Eifersucht, Empörung rütteln an Novella, sie verflucht die armen Wücher. Doch stolz nach außen hin verbirgt sie ihre Niederlage. Schwankenden Schrittes fühlt sie selbst dem Freund die Schwester zu.

Der Schlusshakt, der zehn Jahre später spielt, ist nur ein lose angefügter Epilog. Novella, die berühmte Lehrerin, friert in ihrer Einsamkeit. Aber auch San Giorgio — ein hübscher antiphilistischer Zug, der mit manchem versöhnt — hat kein Glück gefunden in der Ehe. Er sucht die alte Freundin auf und klagt sein Leid. Der einst so reizenden Bettina trivialer, engbegrenzter Frauensinn drückt des Centnerlast auf ihn. In dem ersehnten Wunde sei die beste Kraft des Strebens ihm erstorben. Novella spricht von ihrer alten Liebe, und nun fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. Eine Hoffnung blüht flüchtig auf, er könne sie noch jetzt gewinnen. Doch mit ruhigem Wort wehrt sie ihm. Sie hat abgeschlossen und will den Frieden. Begrabenes soll man ruhen lassen.

Die Aufführung, in der die beiden Hauptrollen Herrn Sommerstorff (San Giorgio) und Teresina Gehner (Novella) zugefallen waren, ging über das Niveau des Stückes nicht hinaus. Sie gab korrekt, aber ohne eigene ergänzende Zutat, welche das Interesse hätte erhöhen können, wieder, was in den Versen stand. —

Meines Theater. „Die Doppelgänger-Komödie“ von Adolf Paul. — Reizend respektlos hebt die Schürre ein. Argendino in einem „neu-barbarischen Königreich“ hat die Natur sich eines argen Majestätsverbrechens schuldig gemacht, indem sie die erhabenen Züge des Herrschers zum Verwechseln ähnlich in dem Gesicht eines armen Geigers wiederholte. Der König ist über das frivole Spiel des Himmels im höchsten Maße indigniert, um so mehr, da dieser ganz gemeine Kerl sein Doppelgängertum in raffinierter Weise dazu ausnützt, um sich auf der Strafe von den getreuen Unterthanen als Majestät anzuheben zu lassen. Mitten in die Rede des Königs tönt von draußen lautes Vivatrufen herein. Er sieht den Geiger, der, gekleidet wie er selbst, soeben auf dem Nichtplatz einen Verurteilten begnadigt hat, an der Spitze des begeisterten Volkes in den Schloßhof ziehen, legt an und schießt. Die Massen drängen ein und der freche Doppelgänger läßt den König als Attentäter auf des Königs heilige Person verhaften. Das Geigerlein als Herrscher! Welch' lustig seine Satire auf das Gottesgnadentum hätte das werden können. Aber sei es, daß Adolf Paul nichts Gescheiteres einfiel, sei es, daß er das Beste, was er sagen wollte, unter der Censur nicht sagen durfte, das Spiel verpufft nach einigen Anfängen in wertungslosen Akt. Schließlich wird gar, nur um den Knoten zu lösen, auch eine kleine melodramatische Anleihe nicht verschmäht. Ganz drollig, obwohl in Komik und treffendem Sarkasmus weit hinter dem, was man erwarten sollte, zurückbleibend, ist mit ihren Serenissimus- und Kellermann-Späßen die Ministerkörung unter dem neuen Herrn. So verrückt der Geiger in der Königsrolle sich geberdet, — er droht den Ministern, ihnen in ungnädiger Stimmung den Kopf vor die Füße zu legen, will eine Aera grandioßer sozialer Reformen mit einem internationalen Geigerkongress beginnen usw. usw. — keinem der in Demut ersterbenden Herrschaften kommt ein Zweifel, daß sie den angesammlten Monarchen vor sich haben. Der geistige Unterschied scheint also ebenso unmerklich, wie der physische. Einzig die Königin entdeckt die Täuschung, doch ohne darum Groll zu zeigen. Bei aller sonstigen Gleichheit des Doppelgängers traut sie ihm einige, bei dem Genahlschmerzlich vermischte Qualitäten zu, und ist so mit dem Tausche sehr zufrieden. Erst die Ummanier des Geigers, der von ihr nichts wissen will, macht sie zu seiner Feindin. Recht schwach ist, wie schon angedeutet, die Entwirrung. Des Geigers Frau kommt auf die Nachricht, daß man ihren Mann als Attentäter eingesperrt, mit Geige und Fiedelbogen aufs Schloß gelaufen, um Gnade für den Gefangenen zu erlösen. In der Audienz verrät der neugebetene König sich mit einem Wort, und das ziferflüchtige Weib will nun den windigen Ausreicher durchaus zurückhaben. Als sie zu sprechen anfängt, wird sie gleichfalls eingesperrt. Doch — die Geige ist liegen gelassen, und als am nächsten Morgen der gekrönte Musikus mit schwedlichem Champagnerlaster aufwacht, fiedelt er, den Kopfschmerz zu verschmerzen, auf dem geliebten Instrument frisch drauf los. Die Königin, im Einverständnis mit des Geigers Frau, hat das vorausgesehen und die Minister, die ihrer früheren Anklage nicht glauben wollten, vor der Thür verbannt. Die lokalen Herren sind auch jetzt noch nicht überzeugt. Zwar Majestät hat früher nie angeigt, doch warum sollte er's nicht können, wenn er's einmal zu wollen geruht. Aber der Geiger selbst hat das Regieren satt und kapituliert. Die gefangene Majestät, die eben hingerichtet werden sollte, wird wieder eingeleitet in ihre Rechte und fährt im unterbrochenen Werk der Volksbeglückung weiter fort. Der Spielmann aber darf zum Dant dafür, daß er der Königin nicht zu „nahe gereten“, frei des Weges ziehen. — In dieser Masse buttgäuglicher Abenteuer geht die Einheit des Gedankens, wie des Stils verloren.

Glänzend war die Darstellung. Reicher gab mit seiner Nuancierung beide Figuren, den König mit einem komisch trübenden, die Geige zerhackenden Organ, das ganz vorzüglich zu der Rolle paßte, den Geiger als irren, aufgeblasenen Phantasten. Tilla Durieng mit dem lang vorgestreckten schmalen Halse, dem geheimnisvollen Lächeln und dem leisen singenden Ton der Sprache war eine wundervolle Märchenkönigin, ein Mittelstück von Mensch und Puppe, gerade wie es die Art der Komödie verlangte. Hedwig Wangel machte aus der Geigersfrau, was der Rolle irgend abgewonnen lieh; und tadellos exekutierte der schwarzgefrackte Ministerchor seine schwierige Ensemble-Aufgabe — eine Musterleistung der Regie.

Und doch, das Stück war zu zerfahren, um selbst in dieser Ausführung Einbruch machen zu können. In der Sonntagvorstellung, der ich beizuohnte, klang der Beifall schwach — schwächer als in der Premiere laut den Zeitungsmeldungen — und hatte nach dem letzten, dem schwächsten Akte, mit sehr energischem Bischen zu kämpfen. — dt.

Geologisches.

ss. Darwin über Vulkanfäulen. In den letzten Monaten ist viel über die sonderbare Erscheinung gesprochen worden, die der Gipfel des Mont Pelé auf Martinique nach den großen Ausbrüchen dargeboten hat. Der Lava-Obelisk dieses Berges war sozusagen eine Tagesberühmtheit geworden. Seine Bildung, so auffällig sie für den Beschauer gewesen sein mag, scheint aber nichts Unerhörtes zu sein, denn es wird jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß schon in dem Tagebuch, das Darwin auf seiner Weltreise führte, etwas Ähnliches beschrieben worden ist. Die Schilderung bezieht sich auf die kleine Insel Fernando Noronha, die unweit des Kapz San Roque, der östlichsten Spitze von Südamerika, im Atlantischen Ocean liegt. Darwin schreibt von dieser Insel: „Die merkwürdigste Erscheinung ist ein kegelförmiger Berg von über 1000 Fuß Höhe, dessen oberer Teil außerordentlich steil ist und an einer Seite sogar über seine Basis überhängt. Das Gestein ist ein Phonolith, der eine Absonderung in unregelmäßige Säulen zeigt. Wenn man diese isolierte Masse zuerst sieht, ist man geneigt zu glauben, daß sie plötzlich in einem halbflüssigen Zustand aus dem Erdinnern ausgestoßen worden sei. Auf St. Helena jedoch gewahrte ich, daß einige Felsnadeln von ziemlich gleicher Beschaffenheit und Gestalt durch das Eindringen geschmolzener Gesteinsmassen in nachgiebige Schichten gebildet sein mußten, indem letztere für die gewaltigen Obeliske die Form abgeben hatten.“ In seinen „Geologischen Beobachtungen“ hat Darwin über diese Lavafegel noch folgendes gesagt: „Auf St. Helena finden sich ähnliche große kegelförmig aufragende Massen von Phonolithen in fast 1000 Fuß Höhe, die durch das Eindringen von flüssigen, selbsthaltigen Laven in nachgiebige Schichten gebildet worden sind. Wenn dieser Berg (auf Fernando Noronha), was wahrscheinlich ist, einen ähnlichen Ursprung gehabt hat, so muß sich die Abtragung des Bodens hier in einem ungeheuren Maßstab betätigt haben.“ Die Auffassung Darwins von der Entstehung solcher Lavafäulen ging also mehr dahin, daß der Lava-Erguß dabei unterirdisch erfolgt und erst dadurch später in seiner eigentümlichen Form zu Tage getreten wäre, daß die ihn ursprünglich einschließenden weicherer Schichten durch die nagende Wirkung von Regen, Wind und fließendem Wasser eine vollkommene Abtragung erlitten hätten.

Daß die Lavafäule von Fernando Noronha noch jetzt besteht und die auffälligste Landmarke im südlichen Atlantischen Ocean bildet, bestätigt ein Mitarbeiter des „American Journal of Science“, Dr. Branner, der sich im Auftrage der Geologischen Landesuntersuchung von Brasilien auf der Insel aufgehalten hat. Er schildert den Berg als völlig unersteigt und seine Wirkung auf den Beschauer als sehr grotesk. Da jetzt am Mont Pelé die Beobachtung gemacht worden ist, daß solche Lavafäulen thafächlich, wie es Darwin nur vermutungsweise geäußert hat, durch den Auftrieb zähflüssiger Lavamassen entstehen können, so liegt der Schluß nahe, daß auch der Obelisk von Fernando Noronha auf ähnliche Weise gebildet worden ist, doch könnte die Ähnlichkeit der Form auch eine zufällige, die Art des Ursprungs eine verschiedene sein. Uebrigens hat der lange Zeit in Indien thätig gewesene Geologe Strachey darauf hingewiesen, daß sich auf der großen vulkanischen Hochfläche des Dekan gar nicht selten ähnliche Lavafäulen als Krönung vereinzelter vulkanischer Hügel vorfinden. —

Notizen.

- Deherleins „Papfenstreich“ fand bei der Aufführung im Deutschen Volkstheater in Wien nur einen mäßigen Beifall.
- Die Novität des nächsten Philharmonischen Konzerts unter Arthur Nikschs Leitung (am 25. d. M.) heißt „Aus dem Mittelalter“ und ist in die Form einer Suite gekleidet.
- Das Niederheinische Musikfest wird am 22. und 23. Mai in Köln abgehalten werden; Edward Elgars Oratorium „Die Apostel“ wird dort die erste deutsche Aufführung erleben.
- Im Bremer Stadt-Theater erzielte die einaktige Märchenoper „Dornröschen“ von Oskar Malata einen starken Erfolg.
- Der erste deutsche Neuphilologentag wird vom 25. bis 27. Mai d. J. in Köln stattfinden. —